

Ende Juli 1941 flüchtete ein Gefangener, zehn Häftlinge sollen dafür mit dem Hungertod in dem berühmtesten Bunker 11 sterben. Pater Kolbe erklärte sich bereit für einen ihm bis dahin unbekannten Familienvater (Franz Gajowniczek) in den Aushungerungsbunker zu gehen. Nach etwa zwei Wochen wird er schließlich durch eine Karbolsäureinjektion getötet. Er war der einzige von noch vier der zehn Verurteilten, der bei Bewußtsein und den anderen zur Seite gestanden war, bis sie das Bewußtsein verloren hatten. Ein Augenzeuge, der Bunkerknicht Bor-goriec, berichtet: »Nachdem die Wache abgezogen war, kehrte ich in die Zelle zurück. Ich fand P. Maximilian immer noch sitzend, den Kopf auf die linke Seite geneigt, das Gesicht auf eine unerklärliche Weise strahlend, die Augen weit aufgerissen auf einen festen Punkt gerichtet. Die ganze Gestalt war wie in Ekstase...«² Jan Dobraczski schreibt: »Er lebte ganz in seiner Zeit, war vom Fortschritt der Technik begeistert und benutzte für das Apostolat die modernsten Neuerfindungen. Aber er war zugleich überzeugt, daß der Fortschritt den Vorrang an den Menschen, an seine Innerlichkeit abtreten müsse.«³ Das Leitwort zu dieser Sonderausgabe¹ sagt: »... Wir können in seinem bewegten und wechselvollen irdischen Leben feststellen, wie er die Botschaft des Evangeliums in der Welt der Arbeit, in den Beziehungen zum Nächsten, bei der Konfrontierung mit der Autorität, durch die Achtung vor der Person und vor allem durch die Bejahung des Gewissens und der Freiheit in die Tat umsetzte. Er fügte sich mit warmem Herzen in die Welt, in der er lebte, ein. Er schätzte die großen Werke und wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Kultur, ohne diesen zu verfallen; er besaß eine wirklich universale Anschauung der Welt und der Menschen und sah den Weg zur Einheit der großen Menschenfamilie voraus.

Als in der finsternen Barbarei der Konzentrationslager alle menschlichen und christlichen Werte verleugnet wurden, brachte Pater Kolbe zur Bezeugung dieser Werte sein eigenes Leben zum Opfer dar. Er bestätigte damit die Liebe zum Nächsten, zur Familie und zur Freiheit, die Würde des Menschen und seine Berufung zum Ewigen. Die Seligsprechung Pater Kolbes ist weder ein Triumph-Akt noch eine Zeremonie aus alter Zeit. Für uns ist sie die Ermahnung, den Glauben an dem Platz zu leben, wo wir stehen und arbeiten. Sie ist Trost und Hoffnung in unserem täglichen Leben und ist uns der Ruf Gottes zur ewigen Heimat.«

G. L.

² a. a. O. S. 26.

³ a. a. O. S. 28.

11 Solidarität mit Israel

*Resolution der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (17. 12. 1971)*¹

Am 17. Dezember 1971 fand in Bonn die 4. ordentliche Mitgliederversammlung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft [DIG] statt, an der rund 100 Personen teilnahmen.

Die Jahresversammlung der DIG faßte einstimmig folgende Resolution:

»Die Mitgliederversammlung der DIG beobachtet mit großer Sorge

- die wiederholten Erklärungen der ägyptischen Staatsführung, noch vor Ablauf dieses Jahres eine einseitige Entscheidung über die Wiederaufnahme der Kämpfe

oder der Fortdauer der Waffenruhe im Nahen Osten zu treffen;

- die politisch-diplomatische Isolierung Israels in der Völkergemeinschaft, die in der jüngsten Debatte der UN-Vollversammlung über den Nahen Osten offenbar wurde;
- die mangelnde Anteilnahme weiterer Teile der internationalen Öffentlichkeit gegenüber dem Lebensrecht des jüdischen Staates.

Die Herstellung eines dauerhaften Friedens im Nahen Osten wird durch arabische militärische Drohungen, die Verweigerung direkter Verhandlungen und die Anerkennung des Staates Israel vereitelt. Die Friedensbeteuerungen der ägyptischen Regierung können daher nicht ernst genommen werden. Vielmehr erscheinen ihre jüngsten Pressionen als Fortsetzung der bekannten Proklamationen, den jüdischen Staat zu vernichten. Die Methoden haben sich differenziert.

Die Deutsch-Israelische Gesellschaft appelliert an das Verantwortungsbewußtsein des deutschen Volkes gegenüber Israel und ruft die Entwicklung unmittelbar vor dem Juni-Krieg 1967 in Erinnerung. Haben wir schon die Bedrohung des jüdischen Staates durch den Aufmarsch arabischer Truppen vergessen?

In diesen für Israel schweren Wochen wenden wir uns an die deutsche Öffentlichkeit. Die Besonderheit des deutsch-israelischen Verhältnisses verlangt von uns Deutschen die Bekundung aktiver Solidarität. Die Zuspitzung der politischen und militärischen Situation im Nahen Osten ist für die arabischen Staaten eine Frage der Macht, für Israel bedeutet sie die Frage nach dem Überleben.«

12 Scherben einer Kulturwoche

Ein Rückschlag für die deutsch-israelischen Beziehungen
Von Dr. Moshe Tavor, Jerusalem

Der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, Nr. 276 vom 29. 11. 1971, entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und ihrer Schriftleitung den folgenden Beitrag:

Tel Aviv, Ende November Haydns Abschiedssinfonie stand nicht auf dem Programm. Sie war aber politisch die Hintergrundmusik der vertrackten »Woche der deutschen Kultur« in Israel. Man mag darüber streiten, wer die Hornisten, Fagottisten, Oboisten und Kontrabassisten waren, die die Noten zusammenfalteten, die Kerzen auslöschten und nebenan das Podium verließen. Die zwei Geiger, die con sordino das Adagio beendeten, waren die deutsche Botschaft in Tel-Aviv und der Bürgermeister von Haifa. Alle anderen hatten sich mehr oder minder still aus dem Staube gemacht, das Jerusalemer Außenministerium und die Bürgermeister von Jerusalem und Tel Aviv. Die Reihenfolge der Desertionen ist unwichtig. Man wird sie durch Erklärungen und Gegenerklärungen, durch die einer dem anderen und sich selber nicht wehtun wollte, ohnehin nicht eindeutig feststellen können, und zum Schwur wird es nicht kommen.

So ist über ein kulturelles Ereignis, das bei seiner Ankündigung Hoffnungen erweckte, ein wehmütiger Abschlußbericht zu erstatten, der sich mehr mit Politik als mit Kultur befassen muß. Die Schwierigkeit besteht darin, daß manche auf israelischer Seite Verantwortlichen bei ihrem verbissenen, dezidierten Jein blieben, bei dem verlegenen Ja-Aber, an dem alle Argumentationen und Klärungsversuche abgleiten. Das Projekt der Kulturwoche, angeregt vom Tel-Aviver Bürgermeister, war seit langem bekannt.

¹ In: DIG-Informationen. (Bonn), Ausgabe 1/1972, S. 3 f.

Eine hebräische Tageszeitung konnte kürzlich unwidersprochen melden, die Verhandlungen mit dem israelischen Außenministerium über die »Kollwitz-Ausstellung« hätten vor eineinhalb Jahren begonnen. In der F. A. Z. erschien die erste Nachricht am 24. September 1971 und wurde von anderen Blättern und Agenturen übernommen. Bis zum Eröffnungstag am 6. November waren es immerhin gute sechs Wochen, in denen gewarnt oder ermuntert werden konnte. Erst als ein leises Murren begann, erwachten die Leute, die zur Hellhörigkeit verpflichtet sind. Hartnäckige Untätigkeit war in diesem Falle sicherlich keine rühmensewerte Tugend.

Zu lauter Titel. Daß die in Israel lebenden jüdischen Partisanen, Gettokämpfer und KZ-Häftlinge sich jeder Beziehung zu Deutschland und den Deutschen widersetzen, war nie ein Geheimnis. Die Gefühle der Menschen, die den Fängen der Nazis entgingen und das Trauma der wunderbaren Rettung in sich tragen, sind zu respektieren. Eine rechtzeitige Rücksprache mit ihnen wäre angezeigt gewesen. Ihre Einwände richteten sich hauptsächlich gegen den laut plakatierten Titel »Woche der deutschen Kultur«. Als der journalistische Kanonendonner bereits furios geworden und die Öffentlichkeit aufgebracht war, konnte der Schaden nicht mehr verhütet werden. Nachträglich kann sich niemand, der beizeiten die Sondierung des Terrains hätte versuchen sollen, mit der Ausrede entschuldigen, Quantität wäre über Nacht zu Qualität geworden, und nur die Fülle der Ereignisse hätte den Unmut hervorgerufen. Die bürokratische Aktivität kam viel zu spät und verdarb durch umständliches Zaudern, was noch zu retten war.

Bedenklicher schon waren die häßlichen und abstoßenden Protestdemonstrationen von rechts. In Israel wächst eine von Terror und Faschismus geprägte Gruppe heran, der das ganze Regime nicht paßt und der jeder, aber wirklich jeder Vorwand gut genug ist, ihren Willen ohne Wahl der Mittel durchzusetzen. In einem kleinen Kreis, der sich nach der gestörten Jerusalemer Grass-Lesung in der Wohnung des Bürgermeisters Kollek zusammenfand, wies der Hausherr gerade auf diese Gefahr hin. Vor einigen Tagen veröffentlichte Dr. Chajim Jachil, der ehemalige Generaldirektor (Staatssekretär) des Jerusalemer Außenministeriums, einen warnenden Artikel, in dem er u. a. die geistige und praktische Affinität zwischen den Extremen auf dem rechten und dem linken Flügel unterstrich. Wenn, und dies ergibt sich aus dem Artikel Jachils, die widerlichen Vorfälle etwas Sinnvolles und Lehrreiches bringen konnten, so hätten nun die zuständigen Stellen in Israel rasche Folgerungen zu ziehen.

Diffizile Psychologie. Das Porzellan, das zerbrochen wurde, wird so bald nicht wieder gekittet werden können. Ein Riß ist entstanden, an dem auch die verständnisvolle, verzeihende Einstellung eines Günter Grass, der Mut der Schauspieler, die auf offener Bühne beschimpft und bedroht wurden, der Wunsch der Kollwitz-Enkelin Jutta Bohnke, durch die Ausstellung möge den Israelis deutsche Kultur wieder und neu nähergebracht werden, nicht viel ändern können. Beide Seiten werden sich zu bemühen haben, über das retardierende Moment dieser verunglückten Kulturwoche hinwegzukommen und einen neuen Anfang zu setzen. In der Bundesrepublik Deutschland wird man die diffizile seelische Situation eines zutiefst verwundeten Volkes weiterhin und noch mehr als bisher begreifen müssen. Die jüdische Gemeinschaft kann den an ihr verübten Massenmord nicht ohne Bruch und nach knapp drei Jahr-

zehnten verwinden. Menschen unserer Generation werden die Heilung nicht mehr erleben. Doch auch in Israel bedarf es der Überlegung und der Vernunft, um den langwierigen, immer von neuem schmerzlich aufbrechenden Prozeß nicht durch Mißgriffe oder etwa, wie dies eben geschehen ist, durch unangebrachte Passivität zu bremsen.

In diesem Zusammenhang ist der unglückliche Monat November zu erwähnen, der für die »Kulturwoche« gewählt wurde. Der Jahrestag der berühmten Kristallnacht, in der die Synagogen Deutschlands auf Geheiß der Naziführung brannten, ist der 9. November. Viele in Israel waren betroffen, verstört, aber nicht wenige hatten, als ihnen der Terminkalender zum ersten Male in die Hände kam, keine assoziativen Schreckgefühle. Dies ist eine schlichte Feststellung und kein Vorwurf. Man ist allemal klüger, wenn man aus dem Rathaus kommt, und das gilt in diesem Falle uneingeschränkt von den deutschen Ämtern, die sich mit den vielen Künstlern und Organisationen mühevoll auf ein allen passendes Datum zu einigen hatten, und von den israelischen Stellen, denen der Zeitpunkt der Veranstaltungen bekannt war. Wenn nicht aus anderen Überlegungen, so hätten sie aus dieser Erwägung abraten müssen. Es wäre jedoch Selbstbetrug zu glauben, die Terroristen hätten sich im Oktober oder im Dezember oder in jedem anderen Monat zurückhalten lassen.

Flucht hinter Paragraphen. Die deutsch-israelischen Kulturbeziehungen haben eine lange, von Krisen nicht freie Geschichte. Sie sind, jenseits von Übereinkünften auf anderen Gebieten, seit einem Knessetbeschuß aus dem Jahre 1961 in ein institutionelles Mieder gezwängt. Theoretisch bedürfen deutsche kulturelle Veranstaltungen in Israel und Gastreisen israelischer Künstler in die Bundesrepublik der Genehmigung eines interministeriellen Ausschusses in Jerusalem. Praktisch war dieser Beschluß obsolet geworden, der kulturelle Austausch, in seiner Vielfalt vom Fußball bis zum Ballett, durchaus erfreulich und befriedigend. Er ging längst ohne Einmischung von beamteten Hütern vor sich. Das weiß in Bonn und Jerusalem jedermann, der mit den Dingen befaßt ist. Die »Kulturwoche« hat unangenehm bewiesen, daß dem veralteten Beschluß Leben eingehaucht werden kann, wann immer es genehm ist. Die Flucht hinter den willkommenen Paravent einer Parlamentsresolution kann jederzeit angetreten werden.

Die von Bonner Ämtern geförderte und in Zusammenarbeit mit der Tel Aviver Botschaft wirkende »Hirsch-Bibliothek« bietet regelmäßig kulturelle Abende von ansehnlichem Niveau an, Schriftsteller, Dichter, Wissenschaftler werden aus Deutschland nach Israel eingeladen und sprechen vor überfüllten Sälen. Das deutschsprachige Publikum ist dafür aufrichtig dankbar. Nie wurde ein unwilliger Einwand laut. Auch gegen die von der Hirsch-Bibliothek in anderen Städten (Jerusalem und Haifa) veranstalteten Abende wurden keinerlei Bedenken erhoben. Für die nächsten Monate ist ein reiches Programm (u. a. Gabriele Wohmann, Harry Pross, Heinz Ohff) vorbereitet. Im Frühjahr soll die Münchener »Lach- und Schießgesellschaft« nach Israel kommen, Verhandlungen mit Kay und Lore Lorentz werden geführt; für den Sommer 1972 hat die Hamburger Oper ihre Beteiligung an den alljährlichen Festspielen zugesagt. Muß man, und die Frage ist nach den bösen Erfahrungen der »Kulturwoche« legitim, ängstlich auf die Zeichen neuerlichen Protestes warten? Wird ihnen auch künftig nachgegeben werden? Eine klärende Bestandsaufnahme scheint nach den Zwischenfällen erforderlich, und alle, denen die Dinge auf deutscher und israelischer Seite nahegehen, sollten sie ver-

langen und mit offenem Visier vornehmen. Es wird auch keine Schande sein, Lehren zu ziehen.

Zweierlei Reaktion. Die israelische Presse reagierte zum Teil kühl, zum Teil in erregter Ablehnung. Grundsätzliche Zustimmung zu dem Gesamtprogramm der »Kulturwoche« war selten herauszuhören. An der Argumentation, die gegen Kulturbeziehungen mit Deutschland publizistisch ins Treffen geführt wird, hat sich in den letzten zwanzig Jahren, seit der stürmischen Knessetdebatte über das politische, moralische und juristische Problem der Wiedergutmachung im Januar 1952, ja sogar in den letzten sechseinhalb Jahren, seit Eröffnung der Botschaften in Bonn und Tel Aviv, kaum etwas geändert. Ein Wandel ist allerdings eingetreten: die öffentliche und veröffentlichte Meinung sind nicht mehr restlos identisch. Während das Publikum mehrheitlich in deutschen Theater- oder Ballettgruppen, in Lesungen deutscher Dichter und in Vorträgen deutscher Professoren keine Sensation mehr erblickt, glauben die meisten israelischen Journalisten noch immer, es sei gute patriotische Pflicht, in Harnisch zu geraten.

Die Rezensenten der einzelnen künstlerischen Ereignisse waren durchaus objektiv. Die Kollwitz-Ausstellung sammelte die meisten Pluspunkte, keine unsachliche Äußerung, die den Rahmen der Bewunderung gesprengt hätte, wurde laut. Die Wahl der Exponate, zugegebenermaßen unvollständig, wurde gerühmt. Die musikalischen Darbietungen (Siegfried Palm und Aloys Kontarsky) wurden an ihren Meriten und nicht an der Tatsache gemessen, daß der Cellist und der Pianist aus Deutschland kamen.

Vom unbestrittenen Höhepunkt der »Kulturwoche«, dem Gastspiel des Berliner Schillertheaters, ist noch ein Wort zu sagen, das in aller Kürze die Eindrücke eines nach großer deutscher Schauspielkunst dürstenden Publikums zusammenfassen mag. Man hatte seine begründeten Reservationen gegen die eigenwillige Inszenierung von »Emilia Galotti«, doch es konnte nicht Geheimnis bleiben, daß bei der Wahl des Stückes finanzielle wohl mehr als andere Berechnungen den Ausschlag gaben. Der Transport von »Kabale und Liebe« in der Hollmannschen Regie des Schillertheaters hätte z. B. weitaus mehr Geld gekostet – und ein Klassiker mußte in das Programm aufgenommen werden. Doch »Emilia Galotti« und nachher Becketts »Glückliche Tage« brachten Israel ein Erlebnis, das Eva-Katharina Schultz heißt und das nicht vergessen werden wird. In der großartigen Schultz (Gräfin Orsina) brach 200 Jahre nach der Premiere elementar viel stärker Lesing als Schröder durch, und was dem abgehärteten Menschen von heute die Thematik der »Emilia Galotti« überhaupt noch bedeuten kann, zeigte allein sie.

13 Erzbischof Joseph Raya und Israel

»Ich bin stolz, ein Israeli zu sein«

Unter dieser Überschrift entnehmen wir der »Jerusalem Post« Weekly Nr. 573 vom 26. Oktober 1971 das Folgende und geben es in Übersetzung wieder.

Haifa. – Anlässlich einer Tischrede, die *Joseph Raya*, der griechisch-katholische Erzbischof in Israel, am 21. Oktober 1971, dem dritten Jahrestag seiner Einsetzung als Erzbischof von Akko, Haifa, Nazareth und ganz Galiläa, hielt und als Haupt der griechisch-katholischen Gemeinde in Israel mit 35 000 Seelen, führte er aus:

Obwohl er mit Kritik auch hinsichtlich Israels nicht zurückhalte, wenn er dies für nötig erachte, lobe er aber auch das, was gut ist. Er sagte: »Ich bin jetzt bereit, alles

zum Wohl des Landes zu tun, und ich bin stolz, ein Israeli zu sein.« Er sagte ferner:

»Ich habe meiner Gemeinde nahegelegt, die Vergangenheit zu vergessen und in die Zukunft zu sehen, und ich weiß, daß die Jugend Hoffnung hat, daß Israel auf dem Weg in eine hellere Zukunft und auf dem Weg zur Sicherheit ist. – Ich glaube, es ist Zeit, daß Israel die Welt lehrt, was Gerechtigkeit und wahrer Friede ist.¹ Ich bin meiner Diözese, meiner Regierung, meinem Gewissen und meinem Gott verpflichtet, das Recht zu suchen und Recht zu sprechen« ... Und er fügte hinzu, daß es für ihn selbst bald an der Zeit ist, seinen amerikanischen Paß gegen einen israelischen einzutauschen.²

¹ Vgl. dazu o. S. 42 ff.

² Erzbischof *Joseph Raya* war zuvor Pfarrer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ehe er der Nachfolger von Erzbischof Hakim (dem jetzigen Patriarchen von Antochien) wurde. (S. FR XX/1968 S. 56 f.)

14 Die Ökumenisch-Theologische Forschungsgemeinschaft in Israel

[s. S. 157, S. 165, S. 172 unter »IMMANUEL«.]

15 Neve Schalom, eine Wohnstätte des Friedens für Juden, Moslems und Christen in Israel

Über diesen Ort, wo Juden, Christen und Mohammedaner aus Israel, aber auch Pilger, Durchreisende, Studenten aus dem Ausland einander begegnen und miteinander leben und arbeiten wollen, berichtete der FR bereits¹.

Seit dem Spätsommer 1970 hat dieser von *Bruno Hussar* OP vom Haus Isaias, West-Jerusalem², schon vor dem Sechstagekrieg initiierte Plan Gestalt angenommen. Am 7. August 1970 wurde *Neve Schalom* als Verein eingetragen. Der Verein besteht aus vierzehn Mitgliedern: sechs Juden, sieben Christen und einem Muslim, die die Gruppe auch nach außen vertreten. Die Gruppe selber, der sogenannte Kern, ist jetzt noch klein. Es sind u. a. Pater Bruno Hussar, der Leiter, Rina Geftmann, die Sekretärin, und Mitglieder, von denen beispielsweise einer zur Zeit Imker lernt für einen der zukünftigen Erwerbszweige der Siedlung, zwei als Drucker arbeiten, eine als Sozialarbeiterin und eine als Krankenschwester, einer ist Hotelier (für das Gästehaus) sowie noch einige andere. Zu den späteren Siedlern gehört auch eine jüdische Familie, die darauf wartet, bis die ersten Häuser stehen. Eine Liste von Anwärtern, die siedeln wollen, ist vorhanden³.

Der von Neve Schalom herausgegebenen Orientierung entnehmen wir:⁴

Mitgliedschaft: Mitglieder dieses Zentrums werden Männer, Frauen, Familien aus Israel sein, die den Ruf Gottes zum Frieden als eine persönliche Aufforderung vernommen haben. Sie werden eine Gemeinschaft der für den Frieden Wirkenden bilden, indem sie ein Leben der Arbeit und des Lernens führen und Gastfreundschaft üben, eine Gemeinschaft, die schon durch ihr Sein Zeichen und Vorbild für Ausgleich und Versöhnung sein wird, im Geiste

¹ FR XXI/1969, S. 68; XXII/1970, S. 86.

² FR XIV, Nr. 53/56, S. 96; vgl. u. a. o. S. 36.

³ So berichtet Dora Kircher, s. Anm. 4.

⁴ Herausgegeben von Neve Schalom. Anschrift in Israel: *Père Bruno Hussar* oder *Rina Geftmann*, Maison Isaïe, P.O.B. 1332, Jerusalem, Israel. – In Deutschland: *Dora Kircher*, 7124 Bönnigheim, Meimsheimer Straße 9. (Kreissparkasse 7122 Besigheim, Girokonto Nummer 675683-8. Bitte mit dem Vermerk: »Für Neve Schalom«.)